

Sounds of Hollywood

Wie Emigranten aus Europa die amerikanische Filmmusik erfanden

Bearbeitet von
Daniel Hope, Wolfgang Knauer

1. Auflage 2015. Buch. 336 S. Hardcover
ISBN 978 3 498 03023 0
Format (B x L): 14,7 x 21,9 cm

schnell und portofrei erhältlich bei

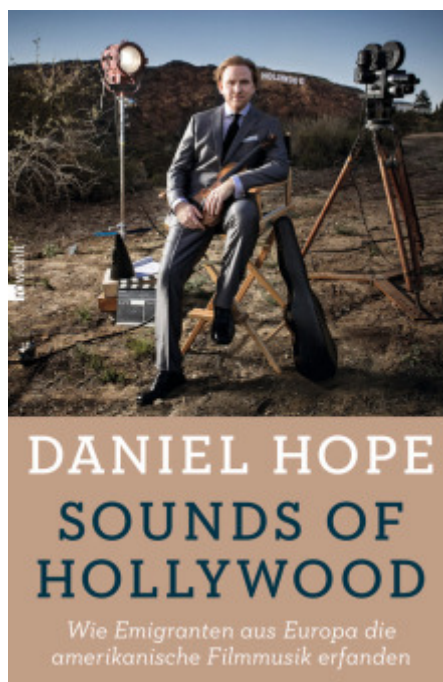

DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Wolfgang Knauer, Daniel Hope

Sounds of Hollywood



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

**DANIEL
HOPE**

mit Wolfgang Knauer

Sounds of Hollywood

*Wie Emigranten aus Europa die
amerikanische Filmmusik erfanden*

Rowohlt

1. Auflage August 2015 Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek
bei Hamburg Alle Rechte vorbehalten Lektorat Uwe Naumann Innen-
typografie Daniel Sauthoff Satz Scala PostScript (InDesign) bei Pinkuin
Satz und Datentechnik, Berlin Lithografie Susanne Kreher Druck und
Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany ISBN 978 3 498 03023 0

Für Coco Schumann

Inhalt

I. Als die Vielfalt zerstört wurde

11

Erinnerungen am Brandenburger Tor 13 *f* Fluchtpunkt Hollywood 17 *f* Alte Spuren in Berlin 21 *f* Ein blaues «J» 24 *f* Veronika zieht westwärts 27

II. Vertreibung ins Paradies

33

Ein Haus im Exil 35 *f* Traumfabrik und Zaubersumpf 38 *f* Mythos, Mammon und Legenden 41 *f* Braune Schatten über Hollywood 46

III. Pilgerfahrt nach Weimar II

49

Sinfonien unter Sternen 51 *f* Von heute nach gestern 55 *f* Rendezvous mit Alma: Die Nachbarn Werfel und Bruno Walter 58 *f* Von Burg zu Burg: Thomas Mann, der Goethe von Hollywood 62 *f* Üb' immer Treu und Redlichkeit: Emigranten-Treffen in der Villa Aurora 69

IV. «The Lucky Ones»: der Alleskönner Franz Waxman

75

Exilmusiker im Wettbewerb 77 *f* Kehr zurück, kleine Sheba 80 *f* Es geht wohl anders ... 82 *f* Ein Glückspilz namens Max 86 *f* Die Hand zur Versöhnung 89 *f* Begegnung mit dem großen Waxman 90 *f* Von Frankenstein zu Schostakowitsch 92

V. Irgendwo auf der Welt: die Heymann-Story

95

Ein Hotel erzählt Geschichte 97 *f* Blonder Traum und brauner Bann 100 *f* Neuanfang im zweiten Anlauf 104 *f* Warten auf Beschäftigung 106 *f* Ein Blick zurück 108 *f* Der Film lernt sprechen 110 *f* Ein Walzer für die Göttliche 113

VI. Ich bin hier fremd: Friedrich Hollaender und Kurt Weill

117

Jeder hat seine Geschichte 119 *f* Menschen im Hotel 123 *f* Wiedersehen mit alten Kollegen 125 *f* Von Kleinmachnow zum Broadway 127 *f* Ausflug nach Hollywood 131 *f* «We will never die» 133 *f* Verloren in den Sternen 137

VII. Sachertorte bei Schoenbergs

141

Im Mosaik von Los Angeles 143 *f* Vertreibung ins Paradies? 146 *f* Judentum und Antisemitismus 148 *f* Tennisspielen mit Gershwin 150 *f* Von guter Erde, Filmmusik und Prostitution 153 *f* Ein unvollendetes Leben: Eric Zeisl 158 *f* Frust in «Schein-Heiligenstadt» 163

VIII. Zwischen Mozart und Robin Hood: der Star Korngold

167

Hollywood forever 169 *f* «Glück, das mir verblieb» 171 *f* «So Gott und Papa wollen» 175 *f* Das Wunderkind entdeckt Amerika 178

f «A Dream Comes True» 182 *f* Musik für den Frauenschwarm 187 *f* Kollegiale Konkurrenz 191 *f* Abschied von Max Reinhardt 193 *f* (K)ein Oscar für Korngold 195 *f* Von Errol Flynn zu Jascha Heifetz 198 *f* Noch einmal Wien 202 *f* Sherwood Forest am Lake Toluca 205 *f* Robin Hood im Wienerwald 208 *f* Hollywoods Top 25 211 *f* Ängste und Parallelen 214 *f* Erfolg und Enttäuschung 217

IX. Von der Lustigen Witwe zu King Kong: Max Steiner

223

Auf der Suche nach einem Stern 225 *f* Start mit der schönen Griechin 227 *f* Als «Alien» in England 230 *f* Ein Wiener am Broadway 232 *f* Eine Erfindung macht Revolution 235 *f* Der Riesenaffe als Retter 239 *f* Rote und grüne Socken 241 *f* Auf dem Weg zum Oscar 243 *f* «Let's make a Tosca» 245 *f* Opus magnum ohne Preis 247 *f* Ein langer Abschied 249

X. Elegien unter Palmen: Hanns Eisler

253

Vertrieben und vergessen? 255 *f* «Ändere die Welt, denn sie braucht es» 257 *f* Das Lied von der Solidarität 260 *f* Kreuz und quer durch Europa 262 *f* Ankunft in Amerika 264 *f* Irrfahrt nach Hollywood 265 *f* Klinkenputzen in der Traumfabrik 268 *f* Ein Nonett für Steinbeck 271 *f* Zweimal dicht am Oscar 272 *f* Opfer der Hexenjagd 274

XI. Wunderknabe aus Berlin: André Previn

277

Die nächste Generation 279 *f* Geheimnis einer Geige 281 *f* Ein
Sergeant am Klavier 284 *f* «Du hast überhaupt kein Talent» 287
f Tom und Jerry und Mahlers Dritte 288 *f* Miklós Rózsa und die
stille Nacht 291 *f* Von Lassie bis Eliza 295 *f* Ein Kreis schließt
sich 298

XII. Finale

301

Anhang

307

Literaturverzeichnis 309

Dank 312

Namensregister 313

Quellennachweis der Abbildungen 319

I. Als die Vielfalt zerstört wurde

Erinnerungen am Brandenburger Tor *ƒ* Fluchtpunkt
Hollywood *ƒ* Alte Spuren in Berlin *ƒ* Ein blaues «J» *ƒ*
Veronika zieht westwärts

Erinnerungen am Brandenburger Tor

Für eine heiße Liebesnacht war es eigentlich zu kalt. Aber das Programm stand fest, und das romantische russische Volkslied von den «Schwarzen Augen», die in der Dunkelheit strahlten und die Leidenschaft weckten, hatte darin aus guten Gründen seinen Platz. Gerade an diesem trüben Novemberabend des Jahres 2013 am Brandenburger Tor in Berlin, in einem Konzert unter freiem Himmel zur Erinnerung an die Novembernacht, die 75 Jahre zurücklag und zu den dunkelsten der deutschen Geschichte gehört.

Ich kannte das Lied aus meiner Kindheit und wollte es an diesem Abend spielen, weil es untrennbar mit dem Namen eines der vielen Künstler verbunden ist, denen das Gedenkonzert galt.

Die meisten waren Juden, beliebte und gefeierte Stars der blühenden kulturellen Berliner Szene Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre, als die Weimarer Republik verlosch und die Nazi-Herrschaft begann. Von einem Tag auf den anderen wurden sie zu Objekten des Hasses und der Verfolgung. Wer konnte, floh ins Ausland.

Buchstäblich über Nacht verschwanden zahllose prominente Musiker, Komponisten, Schriftsteller, Schauspieler, Regisseure und Kabarettisten von der Bildfläche. So als hätte es sie nie gegeben. Der Kulturbetrieb wurde «entjudet», Bücher verbrannt, die Presse «gleichgeschaltet», die kulturelle Vielfalt zerstört. Es regte

sich kein öffentlicher Protest, die große Mehrheit schweig und nahm es hin.

Jetzt, 75 Jahre später, verschaffte sich der Widerstand Gehör. Gegen Intoleranz, Ausgrenzung, Rassismus, Gewalt und Antisemitismus. In Erinnerung an die Vergangenheit, aber auch mit Blick auf die Gegenwart. «Tausend Stimmen für die Vielfalt» stand als Motto über dem Konzert. Es war der Abschluss einer zwölf Monate dauernden Reihe von Gedenkveranstaltungen, in denen sich vor allem junge Leute mit dem Beginn der Nazi-Diktatur und mit dem Terror gegen die jüdischen Bürger beschäftigt hatten.

Die Vielfalt, die damals zerstört wurde, ist für sie, solange sie denken können, selbstverständlich gewesen. Oder vielleicht doch nicht? So fern die Ereignisse von damals inzwischen auch sein mögen, als warnendes Beispiel bestehen sie fort. Und so, das war bei dem Konzert zu spüren, werden sie auch von einem großen Teil der jungen Generation verstanden. In einer Vielzahl von kleinen Filmen, Videoclips und Statements, die im Laufe des Abends zu sehen und zu hören waren, wurde in immer neuen Variationen und unabhängig von Herkunft und Religion das Credo bekräftigt: «Vielfalt ist Freiheit!»

Dann ein bewegender Moment, als einer der wenigen noch lebenden Zeitzeugen von damals, der 89-jährige Jazz-Musiker Coco Schumann, die Bühne vor dem Brandenburger Tor betrat. Schon als Jugendlicher hatte er in verschiedenen Berliner Swingbands Gitarre und Schlagzeug gespielt, bevor ihn die Nazis wegen seiner jüdischen Abstammung erst ins Konzentrationslager Theresienstadt sperrten, wo er Mitglied der legendären «Ghetto Swingers» wurde, und bald darauf nach Auschwitz brachten. Wie durch ein Wunder hat er dort überlebt und auch den «Todesmarsch» überstanden, auf den er und andere KZ-Häftlinge kurz vor Kriegsende von der SS Richtung Westen geschickt wurden. Und jetzt stand der kleingewachsene Mann in seiner dicken

Winterjacke und mit schwarzer Baseball-Kappe auf dem Kopf an dem Platz, den er als Junge oft überquert hatte, wenn er seine Großeltern besuchte. «Sie sind vergast worden», sagte er leise, und ihm war anzumerken, wie sehr ihm das Grauen jener Zeit immer noch im Bewusstsein war. «Die Erinnerung ist wichtig, damit so etwas nicht noch einmal passiert.» Und dann fügte er einen Satz hinzu, den ich auch von meinem Freund, dem Pianisten Menahem Pressler, oft gehört habe, wenn er von der Verfolgung der Juden im Dritten Reich erzählte: «Die Musik hat mich gerettet.»

Während der Veranstaltung erschienen hinter der Bühne auf einer Großprojektion über die ganze Breite des Brandenburger Tores Porträts der Künstler und Intellektuellen, die nach 1933 Zielscheibe von Rassenwahn und Unterdrückung wurden. Ihr Beitrag zur kulturellen Vielfalt galt plötzlich nichts mehr, sie erhielten Berufsverbot oder wurden verhaftet und verschleppt. Viele haben es mit dem Leben bezahlt, andere sind, solange es noch ging, aus Deutschland geflohen.

Aus der Geschichte meiner eigenen Familie weiß ich, was es heißt, die Heimat Hals über Kopf aufzugeben, sich zumindest für lange Zeit, wenn nicht für immer von Freunden, Nachbarn und Kollegen zu trennen und irgendwo in der Fremde ganz von vorn anzufangen. Noch dazu um den größten Teil von Besitz und Vermögen betrogen, weil Konten gesperrt und zur Vernichtung der wirtschaftlichen Existenz immense Beträge als «Reichsfluchtsteuer» und «Judenvermögensabgabe» gefordert wurden.

Als ich mit meiner Geige auf die Bühne hinausging, um das wehmütige Lied von den «Schwarzen Augen» zu spielen, tauchte hinter mir auf der Projektionswand das Bild des Mannes auf, der die Melodie in den oft als «golden» bezeichneten zwanziger Jahren zu einem Ohrwurm gemacht hatte. Efim Schachmeister hieß er, ein aus Kiew stammender Musiker, der mit sechzehn

nach Berlin gekommen war, eine Ausbildung am Stern'schen Konservatorium erhielt, sein Herz für Schlagermusik und Jazz entdeckte und mit knapp dreißig als Bandleader «Berlin zum Tanzen brachte», wie man in Berichten aus jener Zeit nachlesen kann. Regelmäßig trat er mit seinem «Jazz-Symphonie-Orchester» im Hotel Excelsior und anderen noblen Häusern auf, machte Tourneen durch Deutschland und produzierte Schallplatten, die reißenden Absatz fanden. Bis es dann 1933 mit seiner Karriere vorbei war. Schachmeister war Jude.

Den Menschen, die damals beim Klang seiner Geige dahinschmolzen, war seine Herkunft egal gewesen. Für Berlin und darüber hinaus war er der «König aller Tanzgeiger», ein unbestrittener Publikumsliebhaber, und seine Schallplatte mit der «Russischen Zigeunerromanze», wie er das Lied betitelt hatte, wurde in vielen Wohnungen gespielt. Jetzt tönte sie knisternd und knackend wie ein Gruß ferner Zeiten aus den großen Lautsprechern beiderseits der Bühne. Nach etwa dreißig Sekunden wurde sie heruntergeblendet, und ich übernahm, wobei ich versuchte, mich Schachmeisters Stil anzunähern. Ich spielte dort weiter, wo er aufgehört hatte, gab die Melodie dann wieder an ihn zurück, bis er sie abermals an mich weiterreichte. Dieses Hin und Her war wie ein Duett von Gegenwart und Vergangenheit, ein Dialog mit dem alten Berlin, in dem Efim Schachmeister zu den Großen des Unterhaltungsbetriebs zählte. Bis die Nazis an die Macht kamen und ihm keine Chance mehr ließen. Er ging fort, über Belgien und Luxemburg nach Argentinien, wo er 1944 mit nur fünfzig Jahren starb. In Deutschland war er bald vergessen. Erst vor kurzem wurde dort, wo er in Berlin-Schöneberg gewohnt hat, ein Stolperstein zu seinem Gedenken ins Pflaster gelegt.

Fluchtpunkt Hollywood

Mit den Musikern und Komponisten, an die an diesem kalten Novemberabend in Berlin erinnert wurde, hatte ich mich schon lange beschäftigt. Mit ihrer Musik ebenso wie mit ihren Biographien. Mich interessierte, welchen Weg sie gegangen sind, als sie zur Emigration gezwungen wurden, was aus ihnen geworden ist, nachdem sie der Heimat aus Angst um ihr Leben den Rücken gekehrt hatten, um irgendwo eine neue Existenz aufzubauen und weiter als Künstler arbeiten zu können.

Da ich wusste, dass ihr Weg in einer ganzen Reihe von Fällen nach Hollywood geführt hat, wollte ich dort ihre Spuren verfolgen, an Ort und Stelle erkunden, wie es ihnen in der «Traumfabrik» ergangen ist. Die Studios der großen Filmgesellschaften boten Musikern aus Europa zumindest eine vage Chance, Arbeit zu finden. Dies umso mehr, als die Filmmusik damals noch in den Anfängen steckte und die Produzenten für ihre großen Filme der 1930er und 1940er Jahre dringend auf eine adäquate musikalische Untermalung angewiesen waren. Die aus der europäischen Kulturszene kommenden Komponisten hatten da fraglos eine Menge zu bieten. Sie konnten den «Sounds of Hollywood» zu Klang und Format verhelfen, konnten eine Filmmusik kreieren, die weit über das hinausging, was bis dahin üblich war.

Es gab die großen Stars wie Max Steiner und Erich Wolfgang Korngold oder auch den jungen Franz Wachsmann aus Berlin, die es schnell zur Berühmtheit brachten und heute zu den wichtigsten Filmkomponisten überhaupt gezählt werden. Mit ihrer unerschöpflichen Vielseitigkeit, die von romantisch-dramatischen Klängen à la Wagner, Mahler und Richard Strauss bis zur unterhaltenden Melodik und zum Jazz reichte, haben sie sich

durchgesetzt und blieben lange Zeit erfolgreich. Schwerer hatten es die «seriösen» Komponisten wie Arnold Schönberg oder Erich Zeisl, denen meist nur die Lehrtätigkeit blieb, weil sie von ihren Opern oder Sinfonien kaum hätten leben können. Über Schönberg schrieb damals eine Zeitung, für ihn sei es am Ende keine gute Idee gewesen, nach Amerika zu kommen. Ganz freilich stimmt es nicht. Zwar kam Filmmusik für ihn selbst allein schon wegen seiner Kompromisslosigkeit nicht in Frage, doch ist eine ganze Reihe von Filmkomponisten und Arrangeuren zu ihm in die Universität von Los Angeles gegangen, um sich von ihm unterrichten zu lassen und von ihm zu lernen.

Wer wie die Komponisten der Universum-Film AG (UFA) schon vor der Flucht aus Europa in Film oder Unterhaltung gearbeitet hatte, tat sich naturgemäß leichter beim Versuch, in Hollywood anzukommen, zumal wenn man dort schon von ihren Erfolgen gehört hatte. Sie kannten sich aus im Metier, auch wenn die amerikanischen Verhältnisse anders waren und manche Neuorientierung von ihnen verlangten. Doch selbst sie hatten anfangs zu kämpfen. Einer wie Kurt Weill, dessen «Dreigroschenoper» ein Welterfolg geworden war, richtete in Hollywood nur wenig aus, reüssierte dafür umso nachhaltiger mit seinen Musicals am Broadway und wurde zu einem Großen der amerikanischen Musik.

Für viele wurde Hollywood zur Enttäuschung, und bei dem Versuch, sein Glück als Filmkomponist zu machen, ist mancher Emigrant gescheitert. Nicht so Friedrich Hollaender, um nur einen der vielen berühmten Stars aus dem alten Berlin zu nennen, die 1933 verjagt wurden. «Sehr im Gegenteil», hat er in seinen Erinnerungen bilanziert. «Die spröde Braut hat mich überreich mit ihrer Gunst beschenkt.» Er blieb dreiundzwanzig Jahre in Hollywood und schrieb die Musik zu über hundert Filmen. Aber leicht war es nicht für ihn, auch wenn sein sarkastischer Witz manchmal den gegenteiligen Eindruck erweckte.

«Die Fox-Filmgesellschaft, die ich vertraglich sanktioniert betrete, ist eine der zahlreichen Traummanufakturen, die in Hollywood einander die Kehlen abschneiden und trotzdem wie Kletten zusammenhalten, wie sonst nur die Unterwelt.» So berichtete Hollaender über seinen Start in Hollywood, voller Ironie und Bissigkeit, wie man es von ihm, dem eingefleischten Kabarettisten, gewöhnt war. Mit der gleichen spöttischen Distanz beschrieb er die Atmosphäre, in der er als Jude kurz nach der Machtübernahme der Nazis die Flucht vor den Schergen des neuen Regimes ergriff. «Man muss kein Gangster sein, um von der Polizei gejagt zu werden. Es genügt, einer Gruppe anzugehören, deren Nase der Polizei nicht passt, dann wird die Polizei zum Gangster.»

Friedrich Hollaender, ausgestattet mit den musischen Genen seines Komponisten-Vaters Victor, war ein Allroundtalent, komponierte, spielte Klavier, schrieb Kabarett-Texte, führte Regie, produzierte Revuen. Seine berühmteste musikalische Tat war das Lied aus dem Film «Der blaue Engel» nach Heinrich Manns Roman «Professor Unrat», jenes «Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt», mit dem Marlene Dietrich 1930 zum Weltstar wurde.

Seine wahre Leidenschaft galt dem Kabarett, dem politisch-literarischen, mit dem er nach dem Ersten Weltkrieg an der Seite von Kurt Tucholsky, Walter Mehring und Joachim Ringelnatz anfang, und mit Blandine Ebinger, seiner späteren Frau. «Schall und Rauch» nannte sich die Truppe, und gespielt wurde im Keller von Max Reinhardts großem Schauspielhaus in Berlin – satirisch, ironisch, ein bisschen erotisch und vor allem kritisch und oppositionell. Freunde bei der immer stärker werdenden politischen Rechten waren damit nicht zu gewinnen. Und wer nicht nur links, sondern auch noch Jude war, hatte keine Zukunft mehr, als sich die braune Diktatur etablierte.

Den Älteren, die am Novemberabend 2013 zum Brandenbur-

ger Tor gekommen waren und dem Konzert zuhörten, war der Name Friedrich Hollaender immer noch ein Begriff – so wie er in der leicht amerikanisierten Form Frederick Hollander auch in den Annalen von Hollywood einen dauerhaften Ehrenplatz hat. Die Jüngeren reagierten meist mit Achselzucken, wenn man sie nach ihm fragte. Aber mit Marlene Dietrich und ihrem Song von der «feschen Lola» konnten einige doch etwas anfangen, ebenso mit Titeln wie «Johnny, wenn du Geburtstag hast» oder «Guck doch nicht immer nach dem Tangogeiger hin». Hollaender hätte mit den Worten eines alten Freundes und Kollegen sagen können: «Sie kennen mich nicht, aber Sie haben schon viel von mir gehört.»

Auch der Mann, von dem dieser Ausspruch stammt, war an dem Abend der «Tausend Stimmen für die Vielfalt» mit seiner Stimme gegenwärtig, mit dem Lied, das ihm von allen, die er geschrieben hat, das liebste war: «Irgendwo auf der Welt gibt's ein kleines bisschen Glück». Werner Richard Heymann.

«Ich bin die Tochter», hörte ich eine Frau neben mir sagen, als die Veranstaltung am Brandenburger Tor zu Ende ging und ich mich unter das Publikum mischte. Sie sprach mit einem der Besucher, einem älteren Herrn, über dessen Gesicht bei ihren Worten ein glückliches Lächeln huschte, so als hätte er einen lange vermissten Menschen wiedergetroffen. «Ein Freund, ein guter Freund» erwiderte er und summt die Melodie, so wie Millionen mitgesummt, -gesungen oder -gepiffen haben, als 1930 «Die Drei von der Tankstelle» die deutschen Kinos eroberten. Heymann hatte den dreien ein ganzes Bündel von Hits auf den Leib komponiert, so wie er ein Jahr später das damalige Leinwand-Traumpaar Lilian Harvey und Willy Fritsch in «Der Kongreß tanzt» mit Liedern versorgte, die zu Evergreens wurden. Er war Deutschlands erfolgreichster Filmkomponist, doch so begeistert das Publikum von seinen Melodien auch war, blieb ihm das Schicksal seines Freundes Hollaender und so vieler

anderer nicht erspart. Wegen seiner jüdischen Abstammung wurde er, als die Nazis mit ihrem Rassenwahn an die Macht kamen, zum Außenseiter und konnte seines Lebens nicht mehr sicher sein.

Auch Heymann ging ins Exil, erst nach Paris, versuchte dann, ohne nennenswerte Resonanz zu finden, sein Glück in Hollywood, kehrte noch einmal nach Europa zurück und nahm Ende der 1930er Jahre einen zweiten und diesmal erfolgreichen Anlauf ins Filmgeschäft der Traumfabrik. Jetzt bekam er genug Aufträge, um davon leben zu können, unter anderem für «Ninotschka» mit Greta Garbo und «Sein oder Nichtsein», beide in der Regie von Ernst Lubitsch. Mehrfach wurde er für den Oscar nominiert, so für die Musik zu dem ebenfalls von Lubitsch produzierten Streifen «Blaubarts achte Frau», die er in Zusammenarbeit mit Friedrich Hollaender komponierte.

Alte Spuren in Berlin

Die blonde Dame, die sich nach dem Konzert in Berlin als seine Tochter vorgestellt hatte, Elisabeth Trautwein-Heymann, war mir schon im Jahr zuvor begegnet, allerdings nur auf einem Zeitungsfoto. Auf dem Mittelstreifen der Potsdamer Straße in Berlin hatte man gerade den «Boulevard der Stars» eingeweiht, gedacht als Pendant zu dem berühmten «Walk of Fame» auf beiden Seiten des Hollywood Boulevards, der auf einer Länge von achtzehn Häuserblöcken Filmgrößen aus Vergangenheit und Gegenwart mit altrosa gefärbten und golden beschrifteten Sternen verewigt. Recht gelungen scheint die deutsche Kopie bis jetzt nicht zu sein, doch als Werner Richard Heymann mit einem Stern geehrt wurde, war die Tochter zur Stelle. Sie war auch dabei, als 2008 an dem Haus, in dem ihr

Vater bis zu seiner Emigration gewohnt hat, am Karolingerplatz im Westend, eine Gedenktafel enthüllt wurde und dazu aus Lautsprechern in den Straßenbäumen seine Melodien erklangen.

Berlin ist voll von solchen Spuren. Sie rufen in Erinnerung, was von hier einmal seinen Ausgang genommen hat, als sich ein Gewaltregime daranmachte, Hand an die «Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens auf der Erde» zu legen, wie es Sebastian Haffner als Augenzeuge der damaligen Ereignisse genannt hat. Die kulturelle Vielfalt wurde brutal beseitigt, die Basis der Freiheit zerstört. Gab es keine Gegenwehr? Für die Jüngeren, die 1933 nicht miterlebt haben, bleibt wohl für immer unbegreiflich, dass alles so geschehen konnte, ohne erkennbaren Widerstand, ohne öffentliche Empörung. Der Sieg sei den Nazis sehr leichtgemacht worden, hat Haffner, damals junger Jurist beim Kammergericht, in seinen Erinnerungen geschrieben. «Es gab nur Panik, Flucht und Überläuferei. Und Angst. Mitprügeln, um nicht zu den Geprügelten zu gehören.»

Auch meine eigene, seit Generationen in Berlin ansässige Familie zählte zu den Geprügelten. Ihre jüdischen Wurzeln hatten sie zu Außenseitern gemacht, trotz Taufe und längst vollzogener Zugehörigkeit zur christlichen Kirche. Mein Großvater, damals Beleuchtungsmeister an der «Tribüne», wo Marlene Dietrich und Heinrich George spielten und Erwin Piscator und Jürgen Fehling inszenierten, war in den 1933 gegründeten «Reichsverband der nichtarischen Christen» eingetreten, eine Selbsthilfeorganisation, die ihren national und konservativ eingestellten Mitgliedern Beistand leistete, wenn sie wegen ihrer jüdischen Wurzeln in Schwierigkeiten gerieten. Nach einem Vereinstreffen wurde er 1934 auf offener Straße von mehreren Männern überfallen und blutig geschlagen, ohne dass ihm jemand zu Hilfe kam oder sich die Polizei dafür interessierte.

Er war noch unverheiratet und beschloss, das Land, das seine Heimat war, möglichst weit hinter sich zu lassen. Er ging nach

Südafrika, aber es hätte auch Amerika sein können. Womöglich wäre er dort Mitarbeiter von Max Reinhardt geworden, den er aus Berlin gut kannte und der ebenfalls gegangen war, obwohl ihn die Nazis wegen seines großen internationalen Renommées zu halten versuchten und ihm deshalb die «Ehren-Arierschaft» anboten. Der Regisseur hatte dankend abgelehnt und inszenierte jetzt in der Hollywood Bowl Shakespeares «Sommer-nachtstraum».

Ich habe meinen Großvater nie kennengelernt, er starb in Südafrika, als ich vier Jahre alt war und in London lebte. Aber an die Frau, die er in der Fremde geheiratet hat, meine Großmutter, habe ich viele Erinnerungen, aus meiner Kinderzeit und fast mehr noch aus den Nachforschungen, die ich viele Jahre später in Berlin anstellte, um mehr über das Schicksal meiner Familie zu erfahren. Wie der Zufall wollte, fiel dabei jener Musik eine wichtige Rolle zu, die ich an dem November-Abend am Brandenburger Tor gespielt und zu der ich eine besondere Beziehung entwickelt hatte, obwohl mein Repertoire sonst klar von Bach, Mozart, Beethoven, Brahms und den anderen Großen der klassischen Musik bestimmt wird.

Es war im Roten Rathaus in Berlin, wo der von mir sehr bewunderte Max Raabe ein Benefizkonzert gab und unter anderem ein wehmütig-romantisches, auch ein bisschen schmach-tendes Lied mit dem Titel «Tränen in der Geige» sang. Wie dem Programmzettel zu entnehmen war, stammte es aus dem 1932 gedrehten deutschen Film «Ich will dich Liebe lehren», komponiert von Walter Jurmann und seinem Partner Bronislaw Kaper und getextet von Fritz Rotter.

Mit den heute gängigen Popsongs ist es natürlich nicht zu vergleichen, doch auch den Jüngeren im Publikum schien es zu gefallen. Für die Älteren war es mehr, gleichsam ein Rendez-vous mit der Vergangenheit, und selbst wenn sie nicht alt genug waren, um sich noch an den Film und an die wenig später aus

«rassischen» Gründen von der Leinwand verbannte Hauptdarstellerin Ery Bos zu erinnern, folgten sie Max Raabes Gesang mit geradezu nostalgischer Verklärung. Besonders die Frau neben mir schien tief in Erinnerungen einzutauchen, und erst später erfuhr ich, dass sie Jurmanns Witwe war. Bereitwillig erzählte sie, dass sie ursprünglich aus Ungarn stammte, 1948 mit ihrer Mutter nach Amerika ausgewandert war und ihren späteren Mann auf einer Party in Los Angeles kennenlernte. Er saß am Klavier und spielte für die Gäste, auch das Lied aus dem Film, und es dauerte nicht lange, bis sie von seinem Charme und seinem Humor überwältigt war.

Ende der 1920er Jahre war der gebürtige Wiener Jurmann einer der großen Berliner Musik-Stars, dem es ähnlich erging wie seinem Kollegen Werner Richard Heymann: Viele kannten zwar seinen Namen nicht, aber sie hatten eine Menge von ihm gehört. Am bekanntesten war jener quirlig-fröhliche Song, mit dem die «Comedian Harmonists» die meisten ihrer Konzerte eröffneten und der bis heute Ohrwurm-Qualitäten hat: «Veronika, der Lenz ist da».

Ein blaues «J»

Auch ich kannte das Lied und seinen herrlich verrückten Text, und jedes Mal hatte ich beim Hören ein Bild von dieser Veronika vor Augen. Ein junges Mädchen in wehendem Kleidchen, mit unbekümmertem Lachen und verführerischem Augenaufschlag, attraktiv und, wie im Text angedeutet, keinem Flirt abgeneigt. Dabei hätte Veronika, vom Jahrgang her gesehen, leicht meine Großmutter sein können. Die hieß zwar Anna Luise, doch auf vergilbten Familienfotos aus ihrer Jugendzeit sah sie so aus, als ob in ihr mehr als ein bisschen

von Veronika gesteckt haben könnte – hübsch, sportlich, lebenslustig und voller Träume. Anna Luise war Berlinerin und knapp zwanzig, als der Veronika-Schlager Furore machte, Tochter aus gutbürgerlichem, begütertem Haus, der es an kaum etwas fehlte, die gern ins Kino und zum Tanzen ging und sicherlich auch so manchen kleinen Flirt hatte. Ein Mädchen mit unbeschwerter Jugend, wie man so sagt, das irgendwann heiraten und Kinder haben würde, mit einer sorglosen Zukunft vor sich. Bis es dann ganz anders kam. Schlagartig und buchstäblich über Nacht. Nichts blieb für Anna Luise, ihre Eltern und Geschwister so, wie es bis dahin gewesen war.

Ich erinnere mich, dass sie mir viele Jahre später in London ihren alten deutschen Pass gezeigt hat, mit dem großen, blau aufgestempelten «J» auf der Vorderseite. Ich war noch ein kleiner Junge, konnte zwar schon lesen, aber hatte keine Ahnung, was der Buchstabe zu bedeuten hatte. Woher auch? Über die Vergangenheit wurde, wenn ich dabei war, zu Hause nie gesprochen, und selbst wenn es passiert wäre, hätte ich wohl kaum verstanden, warum die heile Welt meiner Großmutter, als sie noch eine junge Frau war, von einem Tag auf den anderen in Scherben ging. Die Valentins, so hieß sie mit Mädchennamen, waren angesehene Bürger, die sich nichts zuschulden kommen ließen, mit einer schönen Villa in Dahlem, die Anna Luises Vater 1919 erworben hatte. Er war ein kultivierter Mann, erfolgreicher Unternehmer, obendrein jugoslawischer Honorarkonsul und Mitglied im Golfclub Wannsee, wo sich alles traf, was Rang und Namen hatte in Berlin. Und trotzdem, plötzlich waren sie alle geächtet und zu Menschen zweiter Klasse gestempelt. Mit einem blauen «J» im Pass.

Das dunkle Kapitel in der Chronik meiner Familie habe ich erst nach und nach entdeckt. Lange wusste ich nichts Genaues über die schlimmen Folgen, die Hitlers Machtübernahme 1933 für sie hatte. Und als ich mich näher dafür zu interessieren

begann, lagen die Ereignisse schon ein Menschenalter zurück. Entsprechend schwierig war es, Spuren von damals zu finden und aus ihnen ein einigermaßen vollständiges Bild zusammenzusetzen. Aber vieles ließ sich dennoch rekonstruieren und manches Rätsel aufklären, auch wenn mir immer unbegreiflich blieb, wie alles so hat passieren können, wie bereitwillig die Bürokratie an der Entrechtung vor allem der jüdischen Bevölkerung mitwirkte und wie widerstandslos hingenommen wurde, dass Abertausende aus Angst ihr ganzes bisheriges Leben zurückließen und die Flucht ergriffen.

Eine von ihnen war meine Großmutter. Dass sich etwas zusammenbraute, mag sie mitbekommen haben, doch wie gravierend es werden würde, hat sie wahrscheinlich ebenso wenig geahnt wie die meisten ihrer Zeitgenossen. Und selbst als sie wegen des jüdischen Vaters von Amts wegen zum «jüdischen Mischling» erklärt und ihr das «J» in den Pass gestempelt wurde, dürfte ihr kaum klargeworden sein, dass dies alles erst der Anfang war. Sie hat ihr Leben retten können, floh, nachdem ihr Vater als gebrochener Mann, gedemütigt und enteignet, gestorben war, mit Mutter und Brüdern nach Südafrika, von wo sie später nach England übersiedelte. Doch die Heimat, in der sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hatte, hatte sie zurücklassen müssen. «Mein Herz ist immer in Berlin geblieben», hat sie oft zu mir gesagt.

Wie hieß es in dem Song von Veronika? «Die ganze Welt ist wie verhext». Ganz Berlin hat das damals gesungen, ohne zu wissen, dass aus der harmlos-fröhlichen Zeile bald grimmiger Ernst werden würde. Hatte sie der Texter womöglich gar nicht so harmlos gemeint, und steckte vielleicht so etwas wie eine böse Vorahnung in dem Lied?